

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 25 (1949-1950)
Heft: 8

Artikel: Staatsbürgerliche Erziehung nach Basler Art
Autor: Burckhardt, Lukas
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1069078>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

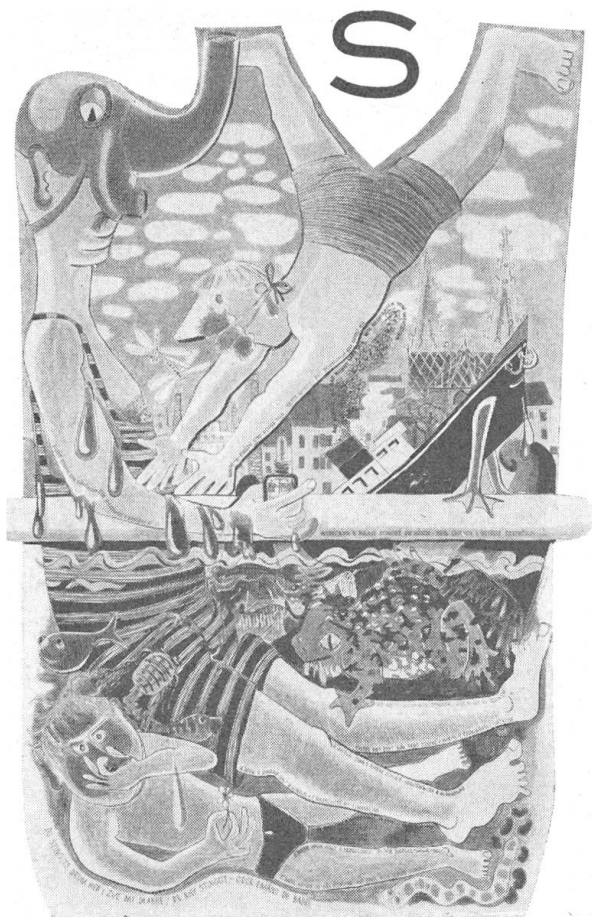
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Staatsbürgerliche Erziehung nach Basler Art

DR. LUKAS BURCKHARDT

Ein Aspekt der Basler Fasnacht,
der über die Fasnachtszeit hinaus-
geht: die Basler Fasnacht
als politischer Gärstoff

Laterne von Max Sulzbachner (Clique Basler Bebbi)

Politik ist nicht nur, was in den Zeitungen steht. Wenn ein Journalist zu einem guten offiziellen Essen eingeladen wird, so schreibt er gleich nett darüber, ob seine Zeitung nun politisch rot, schwarz, gelb oder neutral angestrichen ist. Weniger nett denkt das Volk über die Bankettierfreude seiner Magistraten. Das liest man in keiner Zeitung, denn es hackt keine Krähe der andern die Augen aus. Aber in einem Basler Fasnachtszettel macht sich der Volkszorn darüber plötzlich Luft. Wenn dieser Angriff dazu noch so vernünftig zu lesen ist, wie der «Trinkende Bote», aus dem wir hier einiges abdrucken, so verdient er wohl, über die Fasnachtstage hinaus festgehalten zu werden. Solche Gelegenheitsdichtung verschwindet ja rasch.

Die ersten Dineurs des Staates

Immer lauter und häufiger ertönen Äußerungen des Unmutes ob der Tendenz

unserer Regierung, bei jedem sich bietenden Anlasse ein Bankett zu offerieren. An diesem Kesselreiben gegen unsere Magistraten beteiligen sich alle Volkskreise vom Bützer bis zum Schlotbaron, vom Jüngling bis zum Greis. Es wird geltend gemacht, unsere Regierungsräte würden nicht gewählt, um va-banquette zu spielen, möglichst oft schmausend und zechend unnütze Reden zu halten und sich feiern zu lassen, sondern um wie der gewöhnliche Mann ernsthaft zu arbeiten. Auch bezahle der Bürger nicht darum Steuern, damit die Häupter unserer Stadt hemmungslos ihrer Bankettsucht frönen können. Man hört etwa Vergleiche, wie: Wenn der Vater ein neues Velo anschaffe oder wenn die Mutter eine neue Pfanne in Gebrauch nehme oder wenn der Fritzli ein Brünnelein gemacht habe, so veranstalte die Familie deshalb auch nicht jedesmal ein Festessen; ganz abgesehen davon, daß ein solches nicht aus den öffentliche Geldern berappt würde.

Wer so argumentiert, urteilt aus der Froschperspektive und ist überdies ein terrible simplificateur. Staatliche Bankette sind ganz einfach eine Notwendigkeit. Nur an ihnen vermögen unsere Regierungsräte den mangelnden Kontakt mit der Wählerschaft herzustellen und lebendig zu erhalten. Es geht hier nicht um die materielle Seite der Angelegenheit, nicht um kleinliche Nebensächlichkeiten, wie etwa die sparsame Verwendung unserer Steuerbatzen. Nein, es geht um unendlich viel Wichtigeres, nämlich um die Verbundenheit zwischen Regierung und Volk. «Me mueß halt ässe mitenand.»

Vergessen wir auch nicht, daß unsere hohen Herren, während sie tafeln, in ihren Departementen kein Unheil anrichten können. Seien wir ihnen dankbar, daß sie mit ihren zahllosen offiziellen Gelagen dafür sorgen, daß unsern Wirtschaften Geld zugeführt wird. Denken wir schließlich daran, daß sie, täglich zweimal bankettierend, ihre Gesundheit dem Wohle des Volksganzen opfern.

Von dieser höhern Warte aus betrachtet, präsentiert sich, was der Bürger und Steuerzahler in seinem Unverstand etwa als Bankett-Fimmel mißbilligt, als ein Akt größter staatspolitischer Klugheit. «La politique vient en mangeant.» Unsere Magistraten haben also nicht nur das Recht, sondern es ist ihre Pflicht, jede Bankettgelegenheit beim Schopfe zu fassen. Nur indem sie sich, unbeirrt von der Kritik der Masse, durch ihre Amtsperiode hindurchfesten, sind sie das, was sie sein sollen, nämlich die ersten Dineurs des Staates. Hut ab vor solchen Männern!

Fasnachtszettel der Clique Schnooggekerzli 1929.

Die Unmasse der Basler Fasnachtspoeten arbeitet nicht für die Nachwelt und überhaupt zu keinem andern Zweck, sondern rein aus der Freude am Wortwitz und ohne weitere Hintergedanken. Sind dennoch solche vorhanden, so verlangt doch der ungeschriebene Comment, daß man sie versteckt. Sogar in der Fasnachtszeitung der Partei der Arbeit wird über Stalins Basler Geburtstagsfeier geföppelt.

Man sieht einem Fasnachtszettel schwer an, was sein Verfasser politisch denkt. Man spottet eben an der Basler Fasnacht mit besonderer Vorliebe über seine Freunde, sogar wenn sie in der Regierung sind. Aus dem «Trinkenden Boten» klingt immerhin eine geradezu urbaslerische Note. Wenn auch der Verfasser der Volksmeinung Ausdruck geben will, wie sie «vom Bützer bis zum Schlotbaron» in der Volkseele kocht, so entpuppt er sich doch bald als ausgesprochener Altbasler, dem das neureiche Getue unseres offiziellen Eßbetriebes in der Seele zuwider ist. Das Jahr hindurch wird er zwar dazu nur still lächeln, sogar selbst mitmachen. Aber an der Fasnacht macht er seinem Unmut Luft. Was ihn reizt, ist viel weniger die Erscheinung der Staatsbankette an sich, als der bedauerliche Mangel an Maß und Takt dabei. Solche Mahnung, in der eingänglichen Sprache der Fasnacht, ist nicht unnütz; denn «le ridicule tue», besonders im spottlustigen Basel.

Geht es beim «Trinkenden Boten» noch um etwas, das auch seine ansprechenden Seiten hat — der Wahlspruch: «Me mueß halt ässe mitenand» ist ja gar nicht so dumm —, so wird beim «Gülle-Rhy», einem andern Fasnachtszettel, den wir hier verkürzt wiedergeben, die Tonart schon viel bitterer.

Hier wird ein Krebsübel unserer Zeit gegeißelt, nämlich die menschenfeindliche Verschmutzung unserer Gewässer durch die Industrie und die Verstädterung. Die Gründung von Gewässerschutzverbänden ist daher an der Tagesordnung. Es werden Gutachten erstellt und Gesetze entworfen. Aber die schlimme Entwicklung geht weiter, zwar gebremst durch allerlei Schutzmaßnahmen, im ganzen aber doch unaufhaltsam wie eine Naturkatastrophe. Dabei handelt es sich aber in Wirklichkeit gar nicht um eine solche, sondern um eine Kulturkatastrophe, d. h. um etwas, das der Mensch selbst verschuldet hat und daher auch vermeiden könnte. Man kann also das Volk nicht scharf genug alarmieren.

D'r Gülle-Rhy

In der Schuel hesch Haimetkunde.
D'r Lehrer verzelt vom scheene Rhy.
Basel lig am wytschte unde
Vo d'r Schwyz — das merksch denn gly.

G'lehrt hänn mir e Liedli singe:
A mim Rhy — das kensch du doch.
Öl und Drägg duet är uns bringe.
D'r Rhy isch doch e Gülleloch.

Wotsch go fische mit de Made,
Fangsch nur Schlamm, doch kaini Fisch.
Oder wotsch go Würmli bade?
Wär das trybt, e Dubel isch.

D'Fisch si kenne nimme schnappe,
Drugge ihri Schneere zue.
Schtatt Fisch ziesch druus e lingge Schlappe,
Am Änd git's no dr rächt derzue.

Mit d'r Schuel gehn mir go bade.
Hoppla dry in Gülle-Rhy.
Wänn doch unsere Drägg ablade.
D'r Lehrer macht en Ärschli dry.

Was denn usekunnt isch g'schpässig,
Het us Schlamm e Kupppli a,
Und mir finde das denn rassig,
Seht us wie der Wildy Ma.

Uff den Axle, uff dr Glatze,
Au no underem Gebiß
Dien Blookere vo Öl dir blatze,
Und d'Badhose hänn au e Riß.

D'Diele, d'Mulle und d'r Megge
Mache Schneere, s'isch e Gruus.
Us em Öl d'r Grind dien stregge,
Sehn wie Ölsardinen uus.

Blau, grien, gül sinn mir am Ranze.
Me kennt is guet nach Afrika verpflanze.
E-n Uffgob gäbt's für d'Velkerkunde.
Me haig am Rhy e neye Volgsstamm
[gfunde.]

Mainsch, wenn jetz no wirdi sitze
Säll Grytli uff d'r Loreley,
Kennt singe: «Was hett denn das z'bedyte,
Rhy, wohär bringsch du die Sauerei?»

Däre Grytte dät d'r Rhy verzelle:
Z'Basel bini 's Gülleloch.
Lueg, was rytet uff mine Wälle,
Kunnt vom Birsjälder Hafe doch.

Sott's am Rhy denn naimen brenne,
Das wotte mir emole seh.
St. Florian denn käm go z'renne.
D'r Rhy hett doch kei Wasser meh.

Hesch im Schuelheft du e Flägge,
Bikunsch beschtimmt e Schtund Arräsch.
Me sotti däne, wo d'r Rhy verdrägge,
D'r Arsch verhaue, us Prodäscht.

Fasnachtszettel der Spezi-Clique, Jungi Garde.

Die abgebildete Fasnachtslaterne von Max Sulzbachner mit ihrer grotesken Schilderung des Badens im Rhein mit Gasmaske und vorgebundenem Schwamm zeigt besser als alle Worte, was uns droht: die Vergiftung unserer natürlichen BADEPLATZE. Die Laterne ist ein flammender Protest dagegen.

Nicht minder gut sind manche Verse. Der «Trinkende Bote» enthält folgende Hebel-Parodie:

Die Marktweiber in der Stadt

I kumm do us 's Rotsheere Huus,
's isch wohr, 's seht lustig uus,
si lääre Butälle, syg's wyß oder rot,
das macht ene lychti Gedanke.

«Kromet sießen Anke!»
well's nit us ihrem Sack goht.

Kuum duet der Tag verwache,
was duet me nit koche und bache.
Der Escoffier, meint me, well sälber ko
und käm ins Rothuus go iebe.

«Kromet gäüli Riebe!»
Zum Schmause sin alli do.

Rych sin si, 's isch kei Frog,
's Gäld het nit Platz im Trog.
Uns duet bym Styren e Santym weh,
by ihne heißt es: Dublone,

«Kromet grieni Bohne!»
und wänn no allewyl meh.

Was kost e Zimmis nit?
's heißt numme: Härz, was witt?
Pastelli, Strybli, Fleisch und Fisch
und Türtli und Makrone.

«Kromet grieni Bohne!»
Der Platz fählt uff em Tisch.

*Sott's Volk uff em Spare bestoh,
 heißt's: «Was verstoht's dervo?
 's meint dänk, me leg do Staatsgäld druff
 do kenne mer sage, es irr si,
 „Kromet roti Kirsli!“
 mir bruuchen e Käbli uff.»*

Fasnachtszettel der Clique Schnooggekerzli 1929.

Das halb verlegene, halb ehrfürchtige Gewäsch der « Marktfrauen in der Stadt » bei Hebel, über das merkwürdige Gehaben der Stadtherren und Stadtfrauen, verwandelt sich durch einige fast unmerkliche Änderungen in eine volkstümliche Anrempelung der besagten Staatsbankette. Auch das entspricht ja Hebel, dessen ursprüngliche und gröbere Fassung der « Marktweiber » seinerzeit deshalb von Goethe mißbilligt worden ist, weil diese einfachen Frauen, um mit Goethe zu reden, « beim Ausgebot ihrer ländlichen Ware den Städtern gar zu ernstlich den Text lesen ».

Darüber hinaus aber hat Goethe erkannt, daß gerade diese ihm nicht ganz geheure Art des ungenierten gegenseitigen Dreinredens und Foppens eine der Quellen von Hebels Kunst ist. In seiner Besprechung der Alemannischen Gedichte stellt

er 1804 fest: « Das Lokal ist dem Dichter äußerst günstig. » Und er zeichnet die Eigenart von Land und Leuten um Basel kurz und treffend mit folgenden Stichworten:

« Heiterkeit des Himmels, Fruchtbarkeit der Erde, Mannigfaltigkeit der Gegend, Lebendigkeit des Wassers, Behaglichkeit des Menschen, Geschwätzigkeit und Darstellungsgabe, zudringliche Gesprächsformen, neckische Sprachweise ».

Besonders die drei letzten Eigenschaften zeigen sich im Überfluß an der Basler Fasnacht. Nicht alles, was dabei zutage tritt, ist erfreulich. Aber in einem ist es tröstlich: Hier wird gedichtet und gemalt zum eigenen Vergnügen, nicht zum Erwerb. Und dabei kommt erstaunlich viel Gutes heraus, das man aber, mit der Großzügigkeit des Verschwenders, nicht einmal festhält, sondern nach den drei Fasnachtstagen sofort wieder in der Vergessenheit verschwinden läßt. Dieses spontane Treiben ist ein erfreuliches Indiz, daß trotz aller Museen und Bildungseinrichtungen unsere Kultur noch nicht zur reinen Zierpflanze geworden ist, sondern immer wieder wie ein kräftiger Baum neue Wurzeln treibt im Boden unseres Volkes.

